

Rücktrittschreiben an den Vorstand des Schweizerischen Pfarrvereins vom 3. Januar 2013

Zum Jahresbeginn 2013 habe ich mit dem untenstehenden Schreiben meinen Rücktritt als Vizepräsident des Schweizerischen Pfarrvereins begründet. Ich hielt es für meine Pflicht, auch die Delegierten der Mitgliedsvereine von meinen Überlegungen in Kenntnis zu setzen. Der Vorstand bat mich jedoch in seiner Sitzung vom 29. April 2013, ihm die Zeit zu lassen, um eine Antwort auf mein Schreiben zu formulieren. Er wollte begründen, warum er die Weiterarbeit des Pfarrvereins für sinnvoll und richtig erachtet. Wir vereinbarten deshalb, dass der Vorstand bis im Sommer 2013 seine Sicht zur Lage des Pfarrberufs formuliert, und dass wir unsere unterschiedlichen Sichtweisen dann miteinander den Delegierten der kantonalen Pfarrvereine und weiteren Interessierten zur Verfügung stellen. Trotz Rückfragen meinerseits und Versicherungen des Vorstands, dass seine Antwort kurz vor dem Abschluss stehe, hat der Vorstand dieses Versprechen bis im Mai 2015 nicht eingelöst. Ich schliesse daraus, dass es alles andere als einfach ist, substantielle Einwände gegen meine Sicht und weiterführende Perspektiven zu formulieren. Nachdem nun die Publikation meines Büchleins „Auf Sand gebaut“ Anlass zu einer breiteren Diskussion gegebenen hat, erlaube ich mir, meinen Brief, der die berufsspezifischen Hintergründe für den Zerfall der Kirchen in klärende Worte zu fassen versucht, nun ohne die bislang nicht vorhandene Entgegnung des Pfarrvereins an Interessierte weiterzugeben.

Hundwil, im Frühsommer 2015, Bernhard Rothen

Pfr. Dr. Paul Bernhard Rothen
Dorf 21, 9064 Hundwil
T 071 367 12 26
bernhard.rothen@pfarrverein.ch

Hundwil, 3. Januar 2013

An die Vorstandsmitglieder
des Schweizerischen Pfarrvereins

Rücktritt

Liebe Vorstandsmitglieder,

seit gut zehn Jahren arbeite ich im Vorstand des Schweizerischen Pfarrvereins mit. Ich durfte dabei immer wieder erleben, wie wir in intensiven Diskussionen die Nöte unseres Berufes ähnlich beurteilt haben und in theologischen Disputen manches mit noch klareren Konturen fassen konnten. Mancher Wortwechsel hat mich bestätigt in meiner Annahme, dass der Pfarrberuf ein äusserst reicher und schöner ist, eine Schule, in der wir lernen können, die Lebenswirklichkeit illusionslos und doch liebevoll wahrzunehmen. Die kollegiale Offenheit unter uns habe ich geschätzt und war froh darüber, dass der Pfarrverein derart wenig Macht hat, dass es unter uns kaum je zu Intrigen und zu

disqualifizierenden Bemerkungen hinter vorgehaltener Hand gekommen ist. Im kirchlichen Umfeld ist das heute eine seltene Wohltat.

Dennoch haben sich die Hoffnungen nicht erfüllt, die sich für mich mit dem Einsatz im Schweizerischen Pfarrverein verbanden. Im Gegenteil: Im letzten Jahr hat sich der Eindruck verdichtet, dass dieser Verein für ein Versprechen steht, das er in keiner Weise erfüllen kann. Nach reiflicher Überlegung sehe ich keine andere Möglichkeit, als von meiner Mitarbeit auf die nächste Delegiertenversammlung hin zurückzutreten.

Ihr wisst, dass das auch ein persönliches Scheitern birgt und ich mir damit eingestehе, dass etwas vom Wichtigsten, wofür ich gelebt habe, keine realistischen Perspektiven hat. Ich habe in meiner jahrelangen Forschungsarbeit darum gerungen, die Realität unseres Berufes nicht nur soziologisch, sondern mit genuin theologischen Kategorien zu erhellen. Ich wollte unser Amt nicht pragmatisch oder idealistisch, sondern in seinem geschichtlichen Werden und darum mit den effektiven Möglichkeiten beschreiben. Aber gerade das, was ich dadurch zu verstehen gelernt habe, macht mir deutlich, dass der Beruf, den ich liebe, nur weiter zerfallen wird und dass es deshalb ein falsches Versprechen ist, wenn sich eine schweizweite Vertretung dieses Berufsstandes zu behaupten versucht. Der Schweizerische Pfarrverein wird zu einem Feigenblatt, das die Blösse der Pfarrerschaft verdecken möchte. Das hat – wie alle solche Blätter – etwas Lächerliches an sich.

Dieses mein Urteil hat mit den einzelnen Repräsentanten des Vereins nichts zu tun! Meine Überlegungen sind in keiner Weise eine Kritik an den Vorstandsmitgliedern, mit denen ich zusammengearbeitet habe. Auch ich selber sehe nicht, was ich sehr anders und besser hätte tun können. Die Ursachen liegen tiefer, in Entwicklungen, die nicht von einzelnen Akteuren zu verantworten sind (und von ihnen auch nicht in andere Bahnen gelenkt werden können). Ich möchte das in diesem Schreiben an Euch noch einmal zu verstehen und dieses Verständnis möglichst einsichtig zu formulieren versuchen.

Zunächst hat sich unser Verein vor zehn Jahren neue Statuten gegeben, die in bezeichnender Weise seine Schwäche kaschieren. Er besteht aus Vereinen, die sehr unterschiedlich fundiert sind. Vielen dieser Vereine gelingt es nicht, ihre Mitglieder tatsächlich zu sammeln und sie realitätsnah zu repräsentieren. Der Schweizerische Pfarrverein steht dementsprechend erst recht auf einer schwachen sozialen Grundlage. Was die Präsenz des Bernischen und des Zürcherischen Pfarrvereins anbelangt, hat er in den vergangenen zehn Jahren seine statutarischen Selbstverpflichtungen kaum je erfüllen können. Es gab aber von Seiten der Mitglieder auch nie eine Kritik und keine Anträge, an denen deutlich geworden wäre, dass die Vorstandsarbeit für irgendjemanden von Bedeutung ist. Kein Mitglied hat je einen Wahlvorschlag gemacht. Der Vorstand musste sich durch eigene Vorschläge erneuern. Die Verwurzelung in den kantonalen Pfarrvereinen ist dementsprechend schwach.

Das signalisiert aber nur die Schwäche des gesamten Berufsstandes, die weit tiefere Ursachen hat. Seit zwei Jahrhunderten haben die Pfarrer (und mit ihnen seit einigen Jahrzehnten auch die Pfarrerinnen) kein verbindendes Verständnis ihrer Aufgabe mehr. Seit einigen Jahrzehnten geht nun zunehmend auch der Fundus an gemeinsamen Berufserfahrungen verloren. So wird die Berufsbezeichnung „Pfarrer“ zu einem leeren Wort, das auf ganz unterschiedliche, ja, sich widerstreitende Handlungsziele bezogen wird.

Die Umbrüche der napoleonischen Revolution haben neben dem traditionell reformierten ein „liberales“ Verständnis des Ordinationsgelübdes etabliert. Die Verpflichtung auf das Evangelium, wie es in den Heiligen Schriften bezeugt ist, wird seither mit – je in sich gedanklich stimmigen – Argumenten ganz unterschiedlich gedeutet. Während im Gefolge der schleiermacherschen Hermeneutik das Reich Gottes für eine Vielzahl von Theologen ein „Mythos“ ist (so Gerd Theissen an der Bieler Tagung 2012), sehen andere in einer solchen Spiritualisierung die Ursache für die Selbstüberforderung von Kirche und Theologie (so Barbara Hallensleben an derselben Tagung). Dementsprechend definieren sie die Ziele ihrer Berufstätigkeit geradezu konträr: Während für die einen das seelsorgerliche Wort vor allem ein prophetisches sein sollte, dass zur weltimmanenten (Selbst-)Emanzipation ruft, meinen andere, dass im Warten auf den Anbruch des Gottesreiches vor allem die Mahnung zur Geduld gefragt ist, die Ermutigung, sein Kreuz zu tragen. Natürlich machen sich die allermeisten solche Alternativen nicht mit intellektueller Schärfe klar. In der Praxis vermischen sich diese Motive, und die meisten changieren situativ zwischen diesen Verständnissen ihres Auftrags. Das ändert aber nichts daran, dass das Verständnis des pfarramtlichen Auftrags in den hermeneutischen Grundlagen zumindest diffus, zutiefst aber widersprüchlich ist, und dass demnach die gemeinsame Verpflichtung auf das Ordinationsgelübde nur eine formale, rein äußerliche Bindung an den Bibeltext sicherstellt.

Zu dieser dogmatischen Zersplitterung kommt in den letzten Jahren, für den sozialen Zusammenhalt weit schwerwiegender, eine praktische. Die vielen unterschiedlich ausdifferenzierten „Funktionen“, „Anstellungen“ und „Teilzeitämter“ führen dazu, dass die Pfarrer keine gemeinsamen Erfahrungen mehr teilen. Die Zeiten sind vorbei, in denen jeder Pfarrer sich gegenüber den mehr oder weniger gleichen Erwartungen einer Gemeinde bewähren musste und darum dankbar war für jeden guten Rat (auch wenn dieser von theologisch anders ausgerichteten Kollegen kam). Heute geben z. B. viele Kolleginnen und Kollegen keinen Unterricht und wissen demnach nicht aus eigener Erfahrung, was es heißt, das Ordinationsgelübde vor einer Schar selbstbewusster Teenager zu erfüllen. Andere haben nie erfahren, was es heißt, wenn ein Trauergottesdienst Anlass zu einem tagelangen Dorfgespräch gibt. Wieder andere sind nie in einem Spital unterwegs und erleben auch nicht mit, wie in einem Altersheim markante Persönlichkeiten kommen und gehen. Usw. Der gemeinsame Schatz an Berufserfahrungen ist unwiderbringlich verloren. Damit schwindet ein lebenspraktisch sehr wesentliches Moment der Verständigung und Solidarität.

Formaljuristisch hat unser Berufsstand die Verantwortung für seine Weiterentwicklung längst delegiert. Für den Nachwuchs und für unsere Weiterbildung sind Kaderleute zuständig, die von den Verwaltungsstellen der kirchlichen Körperschaften gewählt und beauftragt werden, ohne dass die Berufsverbände darauf Einfluss nehmen könnten. Die grosse Mehrzahl der Kolleginnen und Kollegen hat das verinnerlicht. Schutz und Anerkennung suchen sie bei den Repräsentanten der zentralen Verwaltung. Die Pfarrerschaft ist erstaunlich „obrigkeitsgläubig“. Den Anspruch, dass sie sich selber repräsentieren, ihren Auftrag selber definieren und dementsprechend einzelne Kolleginnen und Kollegen selber verteidigen (oder kritisieren) müsste, empfindet die Mehrheit als einen anmassenden Übergriff. Alle Versuche des Schweizerischen Pfarrvereins, im Hinblick auf die Aus- und Weiterbildung ein institutionelles Mitspracherecht zu erlangen, haben sich konsequenterweise in der Watte von kollegialen und kirchenamtlichen Freundlichkeiten verfangen.

Die Ursachen und die Folgen davon zeigen sich noch deutlicher an den Tagungen. Anders als vorangehende Generationen trauen wir es uns nicht mehr zu, unsere Berufswirklichkeit, geschweige dann das geistige und geistliche Umfeld unserer Tätigkeit aus der Kraft eigener Erkenntnisse und Erfahrungen zu erhellen. Die Tagungsberichte aus der Blütezeit des Pfarrvereins sind eindrückliche Zeugnisse, wie diese Zusammenkünfte eine Plattform boten, auf der die Pfarrer selber – in teils heftigen, aber breit fundierten Disputen – sich Anteil gaben an den Erkenntnissen, die sie durch ihr theologisches Schaffen und ihre Alltagserfahrungen gewonnen hatten. Das führte oft zu Initiativen, die weit über die berufsspezifischen Anliegen hinaus reichten. An den letzten Tagungen 2009 und 2012 haben wir es uns dagegen nicht einmal zugetraut, im Hinblick auf die Weiterentwicklung unseres Berufes aus eigener Kraft eigene Erkenntnisse zu formulieren. Weiterführende Einsichten haben wir uns von aussen zu holen versucht.

Dem entspricht, dass es uns – trotz Anfragen – nicht gelungen ist, für die Arbeit im Vorstand Kollegen und Kolleginnen zu gewinnen, die ein gewisses theologisches oder kirchenpolitisches Gewicht in diese Arbeit hätten einbringen können.

Bis vor kurzem habe ich gemeint, der Schweizerische Pfarrverein müsse – und könne – sich deshalb darauf konzentrieren, diese Veränderungen im eigenen Berufsfeld mit pastoraler Umsicht zu thematisieren, und er könne dabei die Grundüberzeugung der „protestantischen“ Kirchen kultivieren, dass nämlich Klärungen und Neuausrichtungen nur dann verheissungsvoll sind, wenn sie „nicht mit Gewalt, sondern allein durch das Wort“ erfolgen (wie das die Confessio Augustana in der Geburtsstunde des „Protestantismus“ formuliert). Doch das war akademisch abstrakt gedacht. Unterdessen konstatiere ich, dass die Verwirrung zu gross ist und es uns nicht gelingt, auch nur auf diesem kleinsten gemeinsamen Nenner eine pointiert bescheidene Arbeit zu tun. Die kirchenpolitischen Forderungen werden derart programmatisch selbstsicher erhoben, dass kein Raum für ein zurückhaltendes Hören und Nachdenken bleibt.

Deshalb sehe ich keine andere Möglichkeit, als die Mitverantwortung für den Schweizerischen Pfarrverein abzugeben und mich in den kleinen Kreisen meiner Tätigkeit auf das zu konzentrieren, was womöglich, hoffentlich, einige Grundsteine legt, auf denen eine zukünftige Generation neue Formen einer pfarramtlichen Tätigkeit aufbauen kann.

Sollte, wider mein Erwarten, eine Mehrheit im Vorstand meine Einschätzung der bisher geleisteten Arbeit und der realistisch denkbaren Perspektiven teilen, so wäre ich selbstverständlich bereit, noch einmal Mitverantwortung zu übernehmen und eine Auflösung des Vereins in die Wege zu leiten und zu einem geordneten Abschluss zu bringen.

Dazu gehört, dass ich selbstverständlich die Aufgaben im Hinblick auf die Tagung im Jahr 2014 weiterführe, oder dass ich diese ebenso selbstverständlich abgebe, je nachdem, was der Vorstand für richtig und dienlich erachtet.

Mit herzlichen Grüssen und guten Wünschen für das neu begonnene Jahr

Bernhard